



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

3. Blatt.

Landsberg (Warthe), 1927.

Nr. 1.

Landsberger Straßenleben im vorigen Jahrhundert.

Von Otto Kaplitz.

Das Anschwellen des Straßeneverkehrs hat den Magistrat neuerdings zu einschneidenden Maßnahmen veranlaßt. Freilicher Zeiten waren derartige Rüte unbekannt, und selbst vor wenigen Jahrzehnten noch trugen die Straßen unserer Stadt das Gepräge ruhiger Besiedeltheit. Das zeigt uns ein Blick in die Straßenordnung vom Jahre 1843, die sich im heutigen städtischen Museum befindet.

Wir sehen zu jener Zeit schon sämtliche Straßen der Stadt gepflastert. Auf beiden Seiten des Fahrdamms steht sich ein Rinnstein entlang, der zur Aufnahme des Regenwassers bestimmt ist. Seine bequeme Lage vor den Häusern läßt ihn jedoch auch zu allerlei weniger appetitlichen Zwecken gelegentlich erscheinen, was die Reinlichkeit der Straßen wie den Wohlstand des Bürgers stark beeinträchtigte. Doch Fleischart und Färber ihres Abwurfs hincinleiteten, es höchstlich noch zu ertragen. Unangemehmster ist schon, wenn Seifenabfälle oder Gerber die überliefernden Abgängen ihres Gewerbes in den Rinnstein beförderen. Besonders häufig gefestigt das — in Richtung auf das wachende Auge des Gesetzes — in den an die Straße grenzenden Hinterhäusern, um sonst Dünge, Schieferde und faulende Tiere den Kontakt des Bürgers hemmen. Nunmehr wieder muss der Magistrat einen neuen das unerlässliche Ausführungen von Bestimmungen an die Straße und in den Rinnsteinen, gegen das Ausplündern dieser notwendigen Geschirre an den öffentlichen Brunnen und gegen die Verunreinigung der Wege durch menschliche Exkreme. Die Bestrafung der Fäkalien war überwahnt einer der schwierigsten Punkte der Stadtwirtschaft. Die gegebene und behördlerisch einzige erlaubte Ort für diese Dinge war die Dunggrube auf dem Hofe. Wer aber keinen Hofraum hatte? Da mußte das tiefe Bett der Warthe herhalten, und der Magistrat mußte, um Schlammes zu verbauen, wohl oder übel seine Genehmigung dazu geben. Unterhalb der Stadt, in der Gegend der heutigen Gerberstraße, befindet sich die vorgeschriebene „Marktarbeit“, wo im Sommer von 11 bis 4 Uhr morgens, im Winter von 9 bis 1 Uhr diese verschworene und wichtige Arbeit am Wartheufer erlaubt und wahrgenommen werden darf.

Die Straßen zeigen das freidliche Bild einer betriebsamen Handwerker- und Arbeiterviertel. Doch liegt bedürftige Gemüthsart über dem Leben des Bürgers, in den großen Teilen Frauen und Mägde zu den zahlreich vorhandenen Brunnen oder zum Bische, um fröhlichen Gruss mit der Nachbarin zu wechseln und das für

Haushalt und Wirtschaft unentbehrliche Nass zu schöpfen. Manche Arbeit wird auch gleich hier am Brunnen verrichtet, obwohl es verboten ist; man wählt, man schweuet, man spült. Bald erkönnt durch Gassen und Höfe das Innere Tor des Hofs, und überall öffnen sich zur Weide hinzuzaulungen. Diese Wickerden bereiten dem Magistrat viel Sorge, da sie sich dem städtischen Raum durchaus nicht einfügen wollen. Nur findet er kaum Kräften Wandel zu schaffen; aber die Elche scheinen sich durchaus nicht an die Vorkehrten, mir den Fahrdamm zu benutzen, hindern dauernd den Verkehr und lassen überall auf dem Bürgersteige die ältesten Spuren ihrer nie erhaltenden Verbandswütigkeit zurück. Bis höchstst die Stadtverwaltung stellte wie heutzutage die Langholzwagen gänzlich aus der inneren Stadt verbannt. Der Verkehr durfte nun mehr nur noch auf den Wohlstand der Stadt konzentriert, alle anderen Steigen wurden ihm verboten, vor allem auch die junge, vornehme Straße durch die Neustadt.

Bei einem Gange durch die Stadt am Vormittage sieht man überall steigende Leute ihr Tagewerk verrichten. Dort steht auf der Straße der Haufloß, und die Schläge des Bellens fallen hell vor den Winden der Häuser wider. Sie schenken Wagengeselle und Räder und vertraten die Werkstatt des Stellmachers, der hochgeschürzt mit dem Woschen eines Wagens beschäftigt ist. Aus der Seitengasse tönt der fremdländische Hammerschlag des Schmiede; unablässig plötzlich der auf dem Fahrdamm sechshohe Gaul das Blasen, daß die Kunden stehen. Soeben dampfen vor den Häusern frische Dunghaufen, und häufig begegnen wir den Wagen, die höchstwollig Gottesgabe dem Gelbe zutragen. Vor den Gathhäusern halten in langer Reihe die Kauflauffuhren, und wohlig schwärmen die schweren Pferde in den bereitgestellten Tützenkippen. Auch die Frauen sind nicht müßig. Von ihrem Fleisch zeugt die blauend weiße Wäsche, die hier und da in den Hinterhäusern stattet, und die Stadtwoche hat ihre Not mit Weißerinnen und Spinnern, die für ihr Leinen und Garn die sonnige Zugstrecke des Wartheborders gewaltsam bewegen wollen.

Der Verkehr auf den Straßen ist lebhaft, und wenn auch wieder Straßenbahnen noch Autos ihn gefährden, so zeigt doch die Enge der Gassen und das fehlen eines eleganten Bürgersteigs zu ordnenden Maßnahmen. Dazu hin-

über noch vielerlei hervorstehende Kellerhäuser, Treppen, Stufen und vorspringende Kreuzläden und Banderl. Der Magistrat geht energetisch dagegen vor und erlaubt ihre Beseitigung nur noch in besonderen Fällen. Würdeähnliche Beweinung der Bürgergenre wege durch Fußverleie, Fleiter, Handarzen, Gedächtnisträger wird geahndet, jades schnellere Tempo innerhalb der Stadt ist unterstellt. An besonderen Gefahrenpunkten, auf Brücken, in sehr engen Straßen, bei Menschenansammlungen, müssen sich die Fahrzeuge im Schreit bewegen. Entgegenkommende Fußgänger werden der Birn' der Nutzher, die so lange hielten müssen, bis der Weg frei ist. Spiegel dürfen nicht ununterbrochen über die Straße getragen, auch nicht an den Fenstern angebracht werden, da durch die darauf fallenden Sonnenstrahlen die Pferde schämen könnten! Aus dem alten Sprichwort ist den Kindern das „Ziehen der liegenden Armbinden“ sowie das Ballspiel verboten. Blasenländer sollen ein 6 Zoll hohes Geländer haben. Den brennenden Fackeln gelten strengste Bestrafungen, über das Verlassen der Städteherren und das Vertragen der städtischen Schiltzterren. Den Sohn von den Döbschen herabzuwerfen ist nur mit polizeilicher Genehmigung oberst, daß möglichst eintretenden Landwettert erlaubt mit der Wohlrose, daß jedesmal unten auf der Straße „ein zuverlässiger Mensch“ zur Warnung der Vorhergehenden aufgekehrt wird. Den bösen Büben sieht der Magistrat sofort auf die Finger. Den Mistättern, die mit Ambrükken, Blasenbören und Windbüscheln schicken oder mit Steinen schleudern, droht neben erinförster Strafe die Einziehung des „verbündnis gebrauchten“ Inventars! Kleinen Kindern ohne Aufsicht ist der Aufenthaltsraum an der Straße überwacht verboten.

Seit Erlass dieser Polizeiverordnung sind noch nicht drei Menschenräder vergangen; aber sie haben das Strafenbild so grundlegend gekürzt, wie es Jahrhunderte nicht vermocht hatten. Sicherlich sind die alten, engen Straßen unserer lieben Warthestadt den Anforderungen des modernen Verkehrs nicht mehr genügend. Daher sind die städtischen vorausichtlichen Anordnungen im Interesse der Sicherheit der Bürgerstadt nur zu begrüßen. Uebrigens: nicht nur das Rathaus war früher bunt und nicht nur der Herr Stadtbauant hatte ein farbenfrohes Herz. „Wohnhäuser und andere an der Straße stehende Gebäude, Bäume usw. dürfen nicht schwarz, dunkelfräau über ganz weiß abgezogen werden“ — so bestimmt die Straßenordnung von 1843!

Friedrich der Große als Jäger in der Mark.

Mitgeteilt von Hans Huyfeld.

Friedrich der Große glänzte auf dem Schlachtfeld, in diplomatischen Begegnungen und in Gesellschaften als Philosoph von Sanssouci. Zu seiner Zeit gehörte die Jagd unbedingt zum „divertissement“ eines Fürsten — aber von jadobischen Erfolgen des Siegers von Hobensfiedberg hat man nie etwas gehört.

Selbstverständlich brachte seine Stellung den Prinzen und König in Verbindung mit dem Wildwirk und in der Schützlinie befürchtet er, um den Vater zu beschönigen, besonders befretzt gewesen zu sein, nach außen den Anschein des paßionierten Jägers zu erwecken. Den hellischen Friedrich Wilhelm I. konnte der Kronprinz aber nicht über seine innere Stellung zum Jagdwesen täuschen, und im Anti-Machiavel hat Friedrich der Große unverhüllt Kenntnis von seiner Neigung gegeben.

An dieser philologisch-staatsrechtlichen Streitschrift schreibt der König u. a.: „Wie

höchst sind die Gründe, aus welchen Machiavel den Kaiser Jagd empfiehlt. Daß seiner Meinung würden sich die Lage und die

Begrenzung ihres Lustes können lernen. Wenn ein König von Friedrich der Kaiser auf diese Weise seine Staaten erlernen wollte, so würden sie ebensoviel Zeit für ihre Jagden verbrauchen müssen, als das Bedürfnis für den Umfang der Sterne. Die Jagd ist

eines jener künstlichen Veranlagungen, welche

dem Körper Bewegung verschaffen, aber auf keine Weise zum Geiste freuen.“ Sie besteht in dem brennenden Wunsche, irgend ein Tier zu verfolgen und in einer grauenhaften Genugtuung, es zu töten. Es ist eine Grausamkeit,

die den Körper robust und gesetztsmäßig, den Geist aber brach und ohne Kultur liegen läßt.

Überhaupt ist die Jagd auch von allen Vergnügungen diejenige, welche am wenigsten den Härten ansieht. Sie können ihre Brüder auf hungrig für ihre Untertanen mißliche Arten zeigen, als durch Jagen, auch wenn es vor kommt, daß der Überfluss von Wild die Landwirte ruinieren, so können sie die Sorge, diese Tiere zu erlegen, den Deuten überlassen, die dafür bezahlt werden. Hinterher sollen sich billigerweise mit nichts beschäftigen, das mit der Sorge, sich zu unterziehen, zu reagieren. Je mehr Kenntnis hier erworben, so mehr werden sie eine richtige Ede von ihrem Benehmen und demgemäß auch handeln können.“

Vor allen Dingen muss ich dem Machiavel antworten, daß es unmöglich ist, ein Jäger zu sein, um auch einen großen Gehörner zu werden. Gustav Adolf, Prinz Eugen, denen man gewiß den Namen berühmtester Männer und geschicktesten Generale nicht abstreiten wird, waren keine Jäger und nirgends sieht man, daß Caesar, Alexander oder Scipio es gewesen.

Selbstverständlich wurden vom königlichen Hof auch während der Regierungszeit Friedrichs des Großen Jagden veranstaltet, aber Friedrichs Teilnahme daran war mehr „betrachtbar“ Natur. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein vornehmer Grund bei dieser Jagdhaltung eine nicht unbedeutende Rolle spielte, der König war nämlich sehr fürsichtige und fürtet 1742 an Jordan, der ihm Vorgetragen, den schönen Feldzug nachgeschickt hatte: „Ich hoffe Dir für die Augen, die Du mir schickst; das sind wahrhaftig Augen für einen Bünden wie ich.“

Wie Professor Breun schon 1862 feststellte, hat der König nie Jagdbücher begelesen, und nach der Meinung dieses leidenschaftlichen Historiographen hat Friedrich der Große Jagden, Reisen, Rehe u. a. um Potsdam-Sanssouci nur angezeigt, um die Landschaft zu bewundern. Allerdings soll eine Kabinettssordre des Königs den Regimentskommandeuren anempfohlen, den Offizieren, wenn sie auf die Jagd gehen wollen, den Urlaub nicht zu verweigern; ein unbedingter Bruder des Wildwurfs ist Friedrich der Große also nicht gewesen.

Die erste Beschäftigung des jungen Friedrich findet sich schon im Jahre 1719, als der achtjährige Knabe seinem Vater nach Potsdam schreibt: „Gestern, den 6. Oktober, habe ich Ihnen mit meinen neuen Kunden gezeigt, welchen wir auf Papas Gewandheit verzebyn werden.“

Mit diesen „neuen Kunden“ hat es übrigens eine besondere Bevorzugtheit gegeben, die wohl ist wohl als Freude über den Jagdaufenthalt gedeutet werden kann, denn 14. Oktober schreibt er an Friedrich Wilhelm: „Ich befreue mich untertanig für die kleine Revue Hund, so mein lieber Papa mir durch Monats-Schleife geschenkt.“

Geraede ein Jahr nachher, am 8. Oktober 1720, begegnen wir dem Kronprinzen als Schützen, denn er schreibt seinem Vater aus Berlin: „Ich bin auf der Jagd gewesen und habe mein erstes Zum im Fluge gelöscht.“ Daselbe wiederholte sich am 25. August 1721, und er schreibt dem Orléans seinem Vater gewesen: „Vorgestern bin ich auf der Jagd gewesen.“

Während der Zeit der Gefangenennacht in Plaistow gab es für den Kronprinzen natürlich ein Jagen. Aber später, als er nach der Beschlagnahme mit dem Vater in die Amteshöfe eingeweiht wurde, atmet er auf der Jagd die Luft der Freiheit.

„Gestern, den 1. September 1731.

Vergangenen Montag bin ich auf der Jagd gewesen, habe aber oft gefolget und nichts geschossen. — Ich habe auch nachgehoben nach einem Hirsch und nach einem Edmontscher Hirsch; weissen mir aber die Blüthe des Hand ein paar mal losgegangen, so habe nichts getroffen; schwander aber werde die Blüthe dem Biele schicken, um wieder in Nebung zu kommen.“

Das Jagdverständnis, sogleich geschlossen zu haben und aus der Nebung gekommen zu sein, erklärt vielleicht den Mangel von Jagdtrophäen zwischen den Jahren 1721 und 1731. Dafür damals in den nächsten 14 Tagen noch keine Bezeichnung mit dem Titel der Blüthe einzrat, der folgende Brief vom 15. September zeigt: „Gestern habe ich am Göttingen mit der Jagd unterteilt im Walde zum Preßchen geföhrt. Göttinger Hirsche als Jagdzeichen sind nicht auf der Heide, sondern im Brude, wie es saget. Der stärkste, so ist gelassen, ist ein ungerader Lebner, sonst sind sie nicht so groß. Unter sehr Rudel von zwanzig bis dreißig Hirschen und Tieren gesehen, es ist aber sehr schwer, ihnen anzuhören. Ein Tier habe ich angeholt, weil aber der dafige Jäger keinen Schweißhund hat, so konnten wir dieces Schmalz nicht verlosen. Sonsten habe mich diese Woche zu unterscheiden Malen zum Schießen mit der Blüthe und den Finnen exerzirt. Heute nachmittag werde ich auch noch auf dem Walde nach dem Biele schicken.“

Das „anglo-sassofene“ Jagd“ war keine Glanzstrecke, aber am 6. Oktober kann der Kronprinz bestreift Erfolge melden: „Die Jäte bei Amt im Himmelstet habe einen Hirsch von 8 Enden und einige Schmalz geschossen. Vorigen Montag habe ich bei Neumühl einen sehr heiligen geföhrt.“

Als vollkommenen Jäger scheint man Friedrich in seiner Umgebung aber trocken nicht eingestuft zu haben, denn General Graf von Schwerin schreibt ihm den Empfehlungen an den Feldmarschall von Grumbkow: „... cette chasse n'est pas forte de son grand' lignier und verhüllt gegenstaat zu dieser bestelligen. Durch-Upponatton“ hilft dort gegen einen Brief Friedrichs an seinen Vater vom Januar 1732, in dem es heißt: „Donnerstag bin ich auf dem Neumühlen in den Saargau entflohen und haben an zwanzig Stück Sauen fotgemacht. Es sind acht hauende Schweine,

zwei Bären und das übrige Frischlinge gewesen, sie geben hier reisend los und hat den Jagdschreiber ein Stüder zehn auf dem Platz verlaufen.“ Dieses „haben“ läßt sich auf die Jagdgemeinschaft oder das bienliche Jagdverschöneren beziehen, und Friedrich ist nur nicht deutlich genannt, um seinem Vater an die eigene Tätigkeit dabei glauben zu lassen. Deshalb gewissermaßen realisiert er für die Vorliebe des Vaters das stromende Produkt der Jagd.

Friedrich Wilhelm läßt sich indessen nicht über die Neigung seines Sohnes, denn er schreibt am 25. auf Potsdam an den Kurfürsten Georg: „Mein Jagd ist wohl als Freude über den Jagdaufenthalt gedeutet, und auch die vorher Jagd ganz entspannt will, um die unruhe Kosten einzunehmen, indem wir uns nicht auch ein Viehhäuber ist, das in noch höheren wird u. u.“ Er bestätigt damit nur eine Stelle „Bieselsches Lettres familières“, die schon zwei Jahre vorher folgendes Urtel festlegte: „Enfin le prince royal aime tous les plaisirs raisonnables, lors qu'il chasse, dont il creit l'occupation aussi déplaisante et guerre plus utile que celle de ramener une Cheminee“ b. d. ja Jagd erfreut den Kronprinzen nicht amüsanter als etwa Kaninchen.

Doch darf der Thronbefleckt Friedrich II. und in den ersten Jahren seiner Regierung die sämtlichen Jagdaffalten Friedreich Wilhelms I. vernachlässigt werden, ist bekannt. Dieselbe Thrik, den der Vater 1713 durch den Tod seines Vorgängers gemacht hatte, scheint 1740 durch Jagd und Jägerei Friedreich Wilhelm gesogen worden zu sein. Wallerhausen, Mecklenburg, der große Wildpark bei Potsdam mit seinem Jagdschloß Stern verdeckten. Die Bauten gehörten des Wildparks wurden von den Baumeistern und die Blüthe des Wildes wurde von dem Kurfürsten, der unter dem Begriff des Königs, der unter dem Begriff des Kurfürsten, bezeichnet: „Es soll zwei Meilen um Berlin und viele Meilen um Potsdam sein Reichswehr mehr beschaffen, sondern vor Mich reserviert, auch an Meine Städte abgesiegelt werden. Um dies zu erreichen, ist den Westfern oder Inhabern aus Gnaden concediter Jagden anzuseilen, daß sie sich der Jagd auf Rehbock zu erhalten haben, wibrigemalß die Conceditkung in Gnaden eingesogen werden würde.“ Mit dieser Order scheint der König über seinen Zweck nicht vollständig erreicht zu haben, denn in März 1744 rückte die folgende Order an den Kammerpräsidenten von Ost:

„Bester, besonders lieber Getreuer. Da ich zur Conferenz des hiesigen Geheges, und damit die Feldblüthner, so ich zu Meinem Blaß hier herum ausziehen lassen werde, mehr Ruhe haben mögen, vor nächst Kind, doch auch sie nächst angemessnen Feld Marsch, Marquardt, Ueb, Barren und Söhne (Sachsen) geschont werden müßten und ich darüber gern sehe, daß Mir die Gerichtsordnungen gedacht werden mögen, die Jagd darf auf überzeugen und davon jährlich ein gewisses Gecht nehmen, also will ich, daß Ihr ihnen allein dieses bestimmt machen, deren Meinung darüber ist mir ein jeder, jeden von Ihnen für Reibeswürdigkeit der Rangt der seiner Jagd Marsch der Wildschäffet nach jährlich einer Jagd verlangen, vernerben. Und darüber in einer Verhandlung einholen und sobald an das allerfeindlichste Euren Bericht an Mich immmediat zur weiteren Resolution erhalten sollet. Ich bin Euer wohlbeliebtester König Potsdam, den 15. March 1744.“ Friedreich.“

Nach langwierigen Verhandlungen kommt die vom König gewünschten Verträge zustande. Es war die Zeit, als Friedrich zum ersten Male auf seiner neugegründeten Schöpfung Sanssouci — die er „ma Bigne“ nannte — zu zweien münchte. Mit Ungebühr hatte er seine „Bauconducteur“ gedrängt und am 19. Juli

1746 wurde in dem noch unfehligen Schlosse ein Jagdbinnet gegeben. Die „Berlinische privilegierte Zeitung“, die natürlich mit amtlichem Material verfogt wurde, berichtete zwei Tage später darüber: „Am 19. morgens haben sich Ihre Majestät der König mit einem ansehnlichen Jagdgeselschaus aus Potsdam vor dortiges Wunderhornisches Thor auf die Jagd erhoben und des Mittags zum ersten Male in dem neuen Weinhofe bei Potsdam zu Speisen beliebt. Es ist bei dieser Jagd bemerkenswert, daß sie ausdrücklich die Teilnahme des Königs an der Jagd — nicht nur am Dine-

Kurz vor dieser „historischen“ Jagdfeier hatte Friedrich den Entenfang bei Werder a. d. H., den jetzt jogenannten Entenfänger, von dem Landräger Bindstedt aus Bornin, wie der herzlichen lassen. Am 5. September 1746 ward der Entenländer Goswin mit 100 Däfern angefehlt, von denen später 80 aus dem marktmäßigen Stut und 20 von dem „Geheimen Kämmerer“ Fredersdorf aus der Schattile gesetzt werden sollten. Neben diesem Entenfänger scheint der Landräger Bindstedt eine Art von Oberaufsicht geführt zu haben, die sich 1747 ein Schreiben von ihm bei den Amts befindet, in welchem er den Goswin verlangt, daß er die Fledenten vernachlässige, was aber wohl daher stamme, daß er jowei Gründe in sein Feld und für das Jagdrecht nur willte.

Auch an Treibwagen hat der König damals teilgenommen, denn Friedersdorf übermittelte dem Grafen Schlieben einen Befehl auf ein „klapper Jagen“, in einer Umgegend von Potsdam. Den Einstand sollte Herde gegeben werden, „dah er Auktallt mache, dah das Wild zusammengetrieben werde, damit man übermorgen frisch noem fann“.

Welttere Jagden werden im Winter 1747—48 angeordnet. So berichtet am 26. Oktober der Landjäger Lindstedt aus Bornin: „Seine Majestät hat sichen befohlen, als heute im Geltowischen Welsbrück ein Jäger zu machen, welches wird dem allgemeinen Besitz auch gestattet.“ Er fragt dabei noch, ob es mit dem ersten Jäger nicht besser sei, „dass man nach erhaltenner mündlicher Order das „Gesuchten Cämmerer“ von der Lieferung bei der königlichen Kutsche abrig bleibt. Darauf erhält er Antwort: „Selbst verkaufst du.“ Auch eine Nachricht bestätigt sich bei dem Berichter Lindstedt, die in Bezug auf den Entgang bei Werder von Interesse ist, nämlich: „Mit dem heißen Entgang geht es in diesem Jahre noch schlecht, weil sowohl in der Saß als in dem Leiche kein Wasser mehr ist, sondern alles fast ausgetrocknet ist; auch die Völz-Enten von denen Raubthürmen sehr gefährdet werden.“

Mit dem Jahre 1748 scheint das Interesse Friederichs des Großen an der Jagd gänzlich erloschen zu sein, denn kein Altenklug spricht mehr von mittelbarer oder unmittelbarer Beliebung des Königs an irgendeinem Zweig des edlen Weibwerks. Die letzte Nachricht, die Friederich mit jagdlichem Beben in Zusammenhang bringt, ist ein aus Berlin datierter Betel ohne Unterschrift, der den König als Heger — aber auch als ökonomischen Revierhüter zeigt. Die eilig niedergeschriebene Meldung lautet:

"Da ich dießen Augenblick von der Jagd zurückgekommen, so habe nicht erlangt wollen, Ew. Exzellenz von dem Geschehenen Rapport abzulässt. Es sind bemäß 48 Stück Wildbrüder bestehend in 6 Hirschen, 7 Spiekers, 23 Tieren und 12 Kälber todgemacht worden, über 100 aber habe aufzöge dem Beßheit ihrer Majestät herausgelassen und habe auch mit den Wildhütlern beobachtet, welthen es lauter starke Hirsche, welche a 5 Thal. die Spieker aber zu 4 Thaler das Stück zu verkaufen.

Berlin den 12. Januar 1748."

Aus Borkows Vergangenheit.

Wer die Chaussee von Landsberg in Richtung Künzelsau entlang wandert, der kommt eben er die Dörfer Seiden und Böllingen zu. Die Weisen auf beiden Seiten der Straße haben liegen lassen, in Groß-Göttingen und südlich davon im Dorf bzw. hat am Waldrand. Die Kreisstraße hat hier ihr Ende. Die Fähre vermittelt den weiteren Verkehr zum jetzigen Ufer. – Der wehrhafte Teil des Dorfes mit der wunderbaren Haubenschleife und dem Sandstein mit seinen Rauten und Kreuzen ist ein Wahrzeichen. Der Nadel- und Eichwald, der umhüllt und die Stadt Landsberg gehörig ist, bis hant das Dorf Bartenbach. Die end war wie geschildert eine frühe Erweiterung. Durch die Wallermauerung flossen germanische Stämme in diese Gegend, im 10. Jhd. frgiedl vorwärts, um dann in 13. Jhd. dem heiligen deutschen

Aufstand Platz zu machen.
Durch die vielen Urnen, die in der Gegend gefunden wurden, kann man auf eine schriftlose Kultur schließen. Fand man doch in Götterz. an 100 Urnen Neben Bronzen, Bronzefingerringen, Bronzefingerringen, Ofenschalen und Schalen das häufigste. Beilein wurden auch als kriegerische Gegenstände ausgegraben. — Die Steinzeit ist durch Steinbeil, Steinhammer und steinerne Wollfleißer vertreten. Der Stiel einer Stein-

mit einer Blume verziert. — Ein heftiger Streit und Kampf entstieß dann zwischen Polen und Preußen, denen nach jahrelangem Verhandeln Schied gefindt, daß Land Landsberg in Preußen zu nehmen. — Im Jahr 1297 bekamen Nikolaus Borso mit Weibern, daß sie die Besitzungen von den Markgrafen von Brandenburg zu Lehen empfangen haben. — Wir hören bei dieser Gelegenheit auch ersten Male den Dörphnamen „Borso“. 1335 verkauft ein Graf Benjamin v. Namens dem Dorf Borsoin in Überbestimmung seines Oheim Andreas „zgleich mit Brüdern, Söhnen, Neubauern und unbewohnten Höfen, Wiesen, Wäldern und einem Bauernhofe, wie dies sein Vater er befreien“ ohne die Dienste des Kreises Gieczow den Bürger von Münsterland Albert Borso. 1406 beanpricht der Bischof von Polen den Lehnszett von Borsoin, da man sich weigerte, mit der Kno-^{aus}feuer

409 einem Schiedsgericht übertragen. Von ihr wollte der König von Böhmen sämtliche Dörfer südlich von Landsberg seinem Sohn überleben. Zu diesen Dörfern gehörte auch Borlow. 1435 kommt ein Friede zustande, um in dem die Boßen nicht lange schmälen. Borlow wird bei Nacht überfallen, ausgebündert und „gepöbelt“. — Nach schwümer geräuhten Betonkneien drei Jahre später, 1438 wird durch die Rautoböher bei Nacht mehrstündige Leute alba gemordet.“ Der Sachdaden trifft sich auf die damals ansehnliche Summe

Auch im 30-jährigen Kriege hatte das Dorf eine kurze Leibenszeit durchzumachen. — Jahrzehnte dauerte es, ehe der verursachte Schaden an Leben und Eigentum wieder ausgeknüpft war. Doch sollte die Ruhe nicht von langer Dauer sein.

Im nebenjährigen Kriege brach die neue eidenzeit an. Als die Nachricht von der vorstehenden Annäherung der Russenhorde eintraf, zog alles in die sumpfigen, fast unerwölklichen Schilf- und Weidengebüsche, die wertvollste Habe wurde vergraben. Doch wurde die Meandru nur von kleineren Ablesnern durchsucht.

Nach diesem siegreichen Kriege ging nun Friedrich der Große endlich daran, dieses Ge-
land zu entwölfern und fruchtbar zu machen.
In das Wasser der Warthe, das in vielen
Stromen das Gebiet durchströmte, auf sein Haupt-
bett zu beschranken, wurden die Wälle von
Borckow bis Röbeln in den Jahren 1775
und 1785 erhebt. — Die Ausführung dieser

zur Vorlow so wichtigen Planes wurde Brem-
enhof übertragen. Und so entstanden bald
unbefestigte Siedler, ärmige Bienen, die mit das
Land bebrachten, der die Weisheit und der Einwohner
sich mehr und mehr hob. Durch die Teil-
ung Polens wurde dann die Gegend einen
gefährlichen Grenzausbauß los, der ja durch
den leichten Frieden wieder bedenklich nahe ge-
schaut ist, doch die Macht nie mehr erreichen
wird, die er vor Jahrhunderten hier gehabt

Gerichtstage in Cornwall

Von Angerhöfer-Ludwigsrh.
Seit 1919 hält das Amtsgericht Bieck in Ludwigsrh für unsern Ort, Tornow und Briesenhorst monatliche Berichtstage ab.

Interessant ist es, in dem Buchlein „Alt-Dörp“ von K. Löffler (1821–74) in der lustigen Verstellung „We de döögje Hinrich Jege vör Gericht weet“ von Gerichtstagen in Tornow schon 100 Jahren zu lesen:

„Vor dem Genoß in die Stadt (Vanderbil) nach Dörp (Dorow) 'kommen in hän' hic die Brotsje an' mocht. De Kreisjesschule Boesig, 'n brauer, aber fähr hiesiger jorger Mann, seer, de goen feinen Wedderbroch in 'n tunn, aldi demz blei'n Bläger logert in 'n Scholhus, des lebe 'n Nocht Rodnithdau, 'm hic jetzt wat schlichte' die ältert. Da weet ic schon vun Minigs, wo di derlets lädt. Sie hän'nt'g, 'neet, naadhammt', sic iff Stunnen 'n 'nouw, 'n 'nouw, 'n 'nouw, 'n 'nouw, 'n 'nouw.

In jüngerer Zeit berichtet dann Bößler in der Beichtschrift weiter vom Fall Bellad gegen Habermann, der einst zur Verhandlung stand, wobei auch der böseige Hinrich, ganz gegen seinen Willen, eine Rolle spielt. Bevor dieser nämlich, während erwähnter Termins gerade in die Stadtkirche eingetreten, einen eiligen Auftrag an Bößler erledigen konnte, hatte ihm dieser er krüppellos Herr Rat als vermeintlichen

Boetius führt fort: „So, nu' vertell 'r
nie, wat' van de Sache wist. Da soll bie-
west fin, aß sich Lude Bellach in 'n Krug
(Krug-Gahof) mit 'n Scherenchleper habet
zammt 'n Maatje 'prost' (geprügelt) hät. Wat
heft 't daarvan?“ — —

Dem freundlichen Beser soll nun auch der mühsante Ausgang der Verteilung nicht ver-

Als sich föhllich nach fünfviertelstündigem, gebisslorem Hin und Her zwischen dem Rat und Hinrich ergab, daß letzter weder von eisiglicher Schlägerie etwas geheben hatte, noch darin als Geuge auftreten wollte, ließ ihn der unumstößliche erobte Vorstuhl endlich mit der Frage: „Na, was will's denn hier?“ zu Worte kommen: „Soa, die Frau Brüggen wißt nie um iättn Ha'nke Kreispolizeivorwahl i'ʃt eben un' amplemental sag'n - un' i' Mittagabrod weer' eisig!“ (stecht) — — —

Von Stunde an war der Herr Rat von ihrer Obigkeit gehetzt.

Berlinchen.

Siegt eine Stadt im Tale,
 Sind Berge ringsumher.
 Und auf den Bergen rauschen
 Die Wälder grün und bunt.
 Zu ihren Füßen plätschern
 Die Wellen leis ein Wieb,
 Wenn hoch am blauen Himmel
 Die Sommerwolke zieht.
 Und still mit weichen Flügeln
 Trägt mild die Abendblüte
 Hinten von den Hügeln
 Den herben Frühenduft.
 Die Straßen träumen friedlich,
 Sind voller Sonnenchein —
 Wir ist's der Gesetz gebrüchen
 Das Städtchen eng und klein. E. Schröder.

heimatmuseen.

„Vor am Bergang die Gegenwart verschüttet,
Und in dem Heut' das Gestern sehn!"

Der Ausgang des Weltkrieges und die Nachwirkung mit ihren reaktionären Bewegungen, die jeder geistige, Bettägigung abschloßen waren, haben in einem Teile unseres Volkes den vaterländischen Geist in den Hintergrund gedrängt. Das Wort Heimat war zu einem leeren Begriff geworden. Erfreulicherweise beginnt jetzt wieder die Erkenntnis Wurzeln zu schlagen, dass unserm deutschen Volke neue Kraft nur aus dem Boden der Heimat erwachsen kann. Aus der heimatlichen Natur und Geschichte heraus holt das Heimatgefühl geweitert, verfeinert und gestaltet werden, damit das deutsche Wesen wieder gehündet. Einigkeit Kreis, denn Deutschland's Wiederaufstieg am Herzen liegt, hat den nicht immer leichter Weg beschritten. Willkomm ist für die Pflege des Heimatgedankens zu nehmen. Giebwohl! werden sie sich an die Bevölkerung, um mit ihr aus der Saat schöne, reife Früchte zu enten. Die Heimatgedanke soll

eine Schule und Pflegestätte in den Schulen und Pflegestätten

erhalten. Jeder soll an diesem Schuh, an dieser Pflege mitfeilen. Nur so kann der Heimatgedanke, die Werthöhung der heimatlichen Schule schweren Boden lassen.

Im Laufe des letzten Jahres haben sich insbesondere in der Mark Brandenburg, aus der Preußen-Douglasmühle emporgewandert, ihr Verein zur Gründung von Heimatvereinen gesellt. Sie dienen alle dem Heimatgeiste. Das Heimatmuseum ist ferner die geeignete Stätte, auch bei unserer Jugend den Heimatoogenen zu weden und zu heben. Wer die Heimat am besten kennt, wird sie am stärksten lieben. Die Heimatmuseen wollen keine Sammlungen von Schauobjekten sein. Sie wollen anfänglich wirken und die Verförderung mit den Schülern der Heimat befammt machen. Aus dem Verständnis der eingetragenen Heimat wird die Liebe zum deutschen Vaterlande wachsen. Was unteren Vätern und Urahnen hellig war, soll den Nachwuchs als kostbares Erbe erhalten bleiben: „Vern' am Bergang den Ehemann der Gegenwart verfeinert und in dem Heut' das Ochsen sehn!" Was aus allen Herren stand, soll nach der Vermittlung annehmen. Die Heimatvereine, als thätige Kenner ihres Bezirks, werden die berühmten Begründer der amtsfreien und staatlichen Konferenzen sein. Durch gemeinsame Arbeit wird so mancher alte Gezeuge aus der geschichtlichen Vergangenheit vor dem Untergange bewahrt werden. Die Vereine sind

die Träger des Heimatmuseen.

Die Vereine haben ein gemeinsames Embryo. Sie sammeln alle für die Geschichte der Heimat und für das Schicksal der Heimatmuseen und für den Heimatverein, in denen dann die Freude der Geschichtsliebhaber, die für die Kunst und Kulturgeschichte, die schönen Gegebenheiten, das heimatliche Schrifttum alles, was mit dem Volkston von der Wissenschaft und der Geschichte unserer engeren Heimat zusammenhangt, der Verförderung als Betreuung und Anregung angängig gemacht werden. In diesen Museen wird sich der Werdegang der Heimatstypen offenbaren.

Die Tätigkeit der Museumsvereine erreicht sich über ausgedehnte Bezirke, sondern nur auf einen engeren Heimatkreis. In ihm sind Schätze noch verborgen, die gehoben werden müssen. Ein leichterhafter Tätigkeitskreis kann besser wirken, der aber ausgedehnt in dem die Gefahr besteht, dass sich die Kräfte zerstreuen. Aus diesem richtigen Gedanken heraus haben die Vereine als Feld ihrer Wirk-

Das Gebiet der Land- und Stadtkreise gewählt. Hier wuzeln auch die Heimatmuseen. Die Mark Brandenburg besitzt bis jetzt 49 solcher Heimatmuseen. Ein jedes von ihnen widmet sich der Heimatkunde, dem Heimat- schule und der Pflege des Heimatgedankens.

Gemeinsam bieben sie der Pflege der Vaterlandsliebe. In der Mark sind nur noch vier Kreise ohne Heimatmuseen, im Osten die beiden Kreise Ostprignitz und Anhalt und im Westen Bauch-Belzig und Teltow. Aber auch in ihnen ist die Errichtung von Heimatmuseen bereits in die Wege gesetzt. Der Kreis Teltow, aus dem viele Schäde in das Märkische Museum in Berlin gewandert sind, bestift in seinem Kreischafe eine kleine Museumsanstaltung, die in der Hoffnung steht, bald beim Bau des Rathauses eingesetzt. Ein eigenes Heimatmuseum will bald ein Platz vor der Kulturstadt und der Blüte des Kreises finden.

Die Anregungen, füch den Heimatmuseenvereinen ausreichend, haben Wallung gefunden. Das Interesse für die Vorlesungen wird — und das ist beobachtet hervorzuheben — von der Lehrerchaft gefördert, die sich mit voller Hingabe an der vaterländischen Arbeit betätigt.

August Friedrich Franz, ein Dichtersohn der Neumark.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

W a r i c h i bei Landsberg ist sein Wohnort. Hier wurde er am 26. September 1797 geboren. Er studierte zuerst Theologie, dann Rechtswissenschaft und wurde Kriegs- und Staatsrat in Kleve. Da er wegen Vergehen im Dienste seines Abtheilnehmens mußte, lebte er seit 1799 als Privatmann in Hamburg, Frankfurt a. M., Berlin und abermals in Hamburg. Sein Erfolglosigkeit war hier aussichtslos, sich die Schriftstellererei. Zuletzt hauste er wieder in Berlin, wo er am 19. Oktober 1801 im größten Glanz — auf därfigem Strohhaler in einer Dachkammer — starb. Von 1776—1778 trat er mit den 5 „Süldern“ „Galerie d. Zeufel“ hervor. Die vier Bilder „Meine Lieblingsstunden in Brüchen“ fanden 1779 und 1780, die drei Bilder „Meine Erholungsstunden“ 1779. Im gleichen Jahre erschien eine „Dionysius und der Schauspieler“. Die gerathene Wiederholung von 1780—1781 verhinderte leider, dass er als „Friedrichs“ in den schon vergangenen Unterhaltungsleiteranzen die vier dicitrlichen „Charakteren“ ein Gedächtnisbuch von ihm aus dem Jahr 1781 heißt „Beratung zur Chronika von Berlin“. 1781 folgte gleichfalls „Die neue Proklade“. Aus dem Jahre 1783 stammt sein Roman „Umdant der Welt Lohn“. Und in seinen letzten Lebensjahren schuf der Erzbüttete und Barmherige wie „Die Ochse“ oder „Freundschaftliche Unterhaltung der Herren v. Sülden und Goethe mit einigen ihrer Herren Kollegen“. (1797.)

Fenstern!

Alte Volksgebräuche und Hochzeitssitten soll man stets in Ehren halten, selbst dann, wenn sie sonderlich unanmuten. So ist es im westen Europa etwas Eigenes mit dem „Fenster“ an Hochzeitstagen.

Wenn die letzten Hochzeitstage der Trauungszeit beendet haben, dann rollt Wagen auf Wagen dem Hochzeitshaus zu, weit voran das Brautpaar. Statütte Rüttelchen, und jeder Wirt spielt den hochbegüterten Künster. Das macht die Säde froh und fröhlig, denn tollisch klappert die Hupe Schlagart wie bei schönster Dorfparty. — Schleifelein wirkt jeder Wirt natürlich auch am „Müntrum“ mit, von Kutschierhof zu Kutschierhof, denn ohne so ein „Bubbelchen“ am Tambour geht solche Fahrt einfach tödel, denn jungen Paare würde sicherlich das rechte Segen fehlen. So kommt man förmlich zum langanhaltenden Schmaus an die Hochzeitstafel, wo ein gehörige Anzahl von „Gängen“ läudlich vorsetzt, von denen die letzten meistens wieder abgetragen werden, wie sie hereingekommen.

Und nun der Abend.

Alle Leute, groß und klein, ziehen in langen Reihen nach dem Jubelhaus.

Sie wollen „fenstern“.

Frauen und Mägde, Jungvoll und Junggen, mit Blütlicht und Rädern, von nah und von fern! Sie müssen doch mal, erk' ihr Urteil fallen über Braut und Brautigam, Tafel und Tafelchen. „Wie dobrin werden wir mal abnehmen?“ „Wie wohl doch wat Rebet stehn!“ Oloßn steigen hin und her, sumft und halb beladen. Sie sind hier einmal die „Laden zu find!“ O man hört und quatscht, man poltert und verwackelt die Türen, man hebt die Tore aus und schreit: „Hochzeitstwurst und Hochzeitstübchen!“

Menger und altes Volksstück?

Was ist das nun?

Es ist eines sicherlich: Solidarität! Denn Magd und Herrin, Ehe und Tochter, sie können Stund' für Stund', bis lange nach Mitternacht mit langen Hälften großen Augen, die Weine in den Leib fließen lassen, Arme in Arm hängen, sich grinsen, Gott sei Dank, dass sie nicht bei hohen Blumen Pracht mit meh' er-wacht.

Und die „Fenster“ befinden sich bestimmt in ihrem guten Rechte: „Wat sell' wir uns hinsten immma vaseln; mi hebben wi doch wat Rebet rechnen!“

Dann „ehre“ man das „Fenster.“

E. L.

Die Pappel.

Von Johannes Koeppen.

Ende Juni fährt der Hornbostauer ins Heu, denn dann sind die Gräser noch nicht ausgefallen, und der Sommer ist da.

Könnte er das nicht von der Wand oder der Zeitung lesen, er wählt es doch. Er hat einen Kalenderbann!

Das ist die Pappel, die über das Dorf seiner Heimatgemeinde quillt. Die bricht zur Zeit der Sommerferien ihre Blattknospen herum, so daß man oft von ihr den 24. Juni sehr deutlich ablesen kann.

Judem ist das eine Bitterpappel mit immergrünem Laubwerk. Der in unserer Sprache vorhandene Ausdruck „er zittert wie Eisenlaub“ beschreibt die Bewegung sunniglich in übertragenem Bilde.

Dorther weiß Großmutter Bescheid. Sie nennt den Baum den „Rösli“ und knüpft an diese Bezeichnung die Worte vom endan Zuden und vom Christuskreuz, wenn sie erklärt:

Als der Heiland sein Holz nach Golgatha trug, brach er vor eines Mannes Türe zusammen. Seine Augen lebten um M'lid. Aber der Mensch lag höhnischlachend im Grabe und trieb seinen Spott mit des Heilands Dual. Dafür muss er heimatos die Welt durchwandern. Und auch das Holz, das Jesu plagte, fand nichts als Unruhe im Leben, es blieb Bitterpappel oder Epe.

Diese Geschichte kennt Großmutter. Aber was ihr Endstand aus seinem Wörter leistet, ihr freut. Da geht es um die seltenen Schwarzpappeln:

Phaeton, der Sohn des Helios und der schönste Klement, war einer Unwürdigkeit wegen in den Graben gestürzt. Dort fanden sich seine Geschwister, die Delphinen und beschwerten ihn lange mit heißen Tränen. Die Göter fanden ihr Leid erbarmbar, sagten ihrer und vermaendeten sie, um ihren Schmerz zu lindern, in schöne dunkle Bäume, in Pawlens. Die weinen noch heute in jedem Lenz, wenn die Knospen schwollen, bernsteinigeln. Trosen...

Großmutter maria etwas von Heidegenen und stellt sich sehr unglücklich. Ich weiß jedoch, dass sie die Sonne hält und bald die eigene Sonne auf, an den Mann bringt. Denn Hornbosters Großmutter ist eine richtige alte Mäthennunche...